



Tauscht euch aus

Es ist ein Armutzeugnis, dass das Potenzial der vielsprachigen Schweiz nicht stärker genutzt wird. Aber Schweizerdeutsch-Unterricht an welschen Schulen ist eine denkbar schlechte Idee. Das Problem beginnt bei überforderten Lehrpersonen. Von Antonio Fumagalli, Lausanne

Ein junger Zürcher und eine junge Neuenburgerin sitzen beim Weihnachtessen ihres Unternehmens nebeneinander, sie kennen sich nicht. In welcher Sprache unterhalten sie sich? Mit einiger Sicherheit: auf Englisch. Für ein Land wie die Schweiz ist das ein Armutzeugnis. Berechtigterweise ist sie auf wenig stolz wie die Tatsache, dass sie es zu überdurchschnittlichem Wohlstand, anhaltendem Frieden und politischer Stabilität gebracht hat – trotz allen kulturellen und sprachlichen Differenzen.

Es ist nicht so, dass die beiden Weihnachtessen-Nachbarn sich gar nicht in der Muttersprache des andern unterhalten könnten. Aber sie beherrschen sie nicht gut genug, um sich darin wohlfühlen. Und weil Englisch für beide eine erlernte Fremdsprache ist, grämen sie sich so weniger. Die Drittsprache wird zum guteidgenössischen Kompromiss.

Dass die Kenntnisse der jeweils anderen grossen Landessprache mangelhaft sind, liegt auch an der Qualität des Schulunterrichts. In den Gymnasien gibt es Verbesserungspotenzial, die grossen Lücken herrschen jedoch in den Volksschulen. Wer hierzulande je die Schulbank gedrückt hat oder Kinder hat, weiss, dass die Lehrerinnen und Lehrer oftmals selbst der Fremdsprache kaum mächtig sind. Wie soll man sie dann gut vermitteln, geschweige denn die Kinder dafür motivieren können?

Romands tun sich mit Deutsch noch schwerer als Deutschschweizer mit dem Französischen. Das hat praktische wie psychologische Gründe: Die Westschweiz ist ein heterogenes Gebilde, aber was sie verbindet, ist eine gewisse Hassliebe zu allem Alemannischen. Schnell fühlt man sich von der Bevölkerungsmehrheit vergessen, ja benachteiligt. Die Lust, des «Dominators» Sprache zu erlernen, ist zuweilen allein schon aus diesem Minderwertigkeitskomplex heraus gering.

Bedeutsamer dürfte der Faktor Alltag sein. Unzählige Stunden mühen sich die jungen Romands mit der Sprache Goethes ab – um dann beim ersten Sprung über den Röstigraben festzustellen, dass diese dort ja gar nicht gesprochen wird. Natürlich können Deutschschweizer auf Hochdeutsch wechseln, aber sobald in der Kaffeepause dann wieder der Dialekt dominiert, sind die Welschen abgehängt.

«Une fausse bonne idée»

Das Waadtländer Kantonsparlament erachtet es deswegen als gute Idee, in den Schulen Schweizerdeutsch einzuführen. Eine Mitte-links-Mehrheit stimmte Ende November einem entsprechenden Postulat der Grünen zu. Zwar ist der grösste Kanton der Westschweiz noch weit davon entfernt, tatsächlich ein neues Schulfach einzuführen. Aber ein erster Pflock ist nun einmal eingeschlagen.

Es ist zu hoffen, dass dieser nicht allzu solid sein wird. Denn Schweizerdeutschunterricht an den Schulen ist für ein reales Problem eine denkbar schlechte Lösung. Oder wie Welsche zu sagen pflegen: «une fausse bonne idée». Erst recht, weil sämtliche Waadtländer Schulen und Ausbildungszentren im Visier der Parlamentsmehrheit sind.

Man stelle sich den logistischen Aufwand vor, um geeignetes Personal zu finden. Nur weil eine Lehrerin (halbwegs) Deutsch spricht, heisst dies noch lange nicht, dass sie auch Mundart beherrscht. Einen qualitativ genügenden Unterricht zu gewährleisten, würde im ohnehin schon chronisch ausgabe-

freudigen Kanton Unsummen verschlingen. Hinzu kommt: Welcher Dialekt darf es denn sein? Walliserdeutsch ist nicht Baselditsch ist nicht Züritütsch. Eine Standardversion gibt es nicht, eine Grammatik auch nicht. Viel Glück den bemitleidenswerten Waadtländer Kindern.

Die Prämisse der Parlamentarier ist hingegen korrekt: Dass das Potenzial der vielsprachigen Schweiz nicht besser ausgenutzt wird, ist trist. Wir, das Land ohne Bodenschätze, verfügen hier über einen Reichtum, der deutlich stärker als heute geschürft werden sollte – und zwar aus ökonomischer wie nationaler Sicht.

Die Willensnation Schweiz wird nicht, wie die meisten anderen Länder, von einer einheitlichen Sprache und Kultur oder – vor allem früher – einer gemeinsamen Religion zusammengehalten. Vielmehr dienen Werte wie Föderalismus, direkte Demokratie oder die Unabhängigkeit als Kitt.

Diese Kohäsion ist glücklicherweise nicht ernsthaft bedroht. Aber die Gefahr besteht, dass sich die

Landesteile entfremden. In echten Krisenzeiten kann dies verhängnisvoll sein, wie sich am stärksten während des Ersten Weltkriegs zeigte. Kein anderes Ereignis zuvor und danach hat die Sprachregionen derart gegeneinander aufgewiegelt.

Davon sind wir weit entfernt. Aber auch im normalen Politalltag hilft das – durchaus wörtlich gemeinte – Verständnis des anderen, Verteilungskämpfe um Bundesgelder zu besänftigen. Würden Romands häufiger im Zug zwischen Winterthur und St. Gallen tuckern, kritisierten sie vielleicht nicht mit der gleichen Schärfe die angebliche Unterfinanzierung des Westschweizer Schienennetzes.

Der Wert solcher Befindlichkeiten ist schwer zu messen. Handfest hingegen sind die ökonomischen Fakten: Wer mehr Sprachen spricht, hat bessere Karrierechancen und verdient ganz einfach mehr. Dies ergibt unter anderem eine Studie der Universität Genf. So haben Deutschschweizer, die über gute Französischkenntnisse verfügen, durchschnittlich 15 Prozent mehr Lohn als die Kollegen ohne. Für Romands beträgt der «Bonus» gar 23 Prozent.

Auch für eine Schweizer Politkarriere sind gute Sprachkenntnisse hilfreich. Es ist kein Zufall, dass sich sämtliche Bundesräte – mit Ausnahme von Guy Parmelin vielleicht – frei, wenn auch nicht akzentfrei in mindestens einer anderen Landessprache unterhalten können. Gleiches gilt für die Parteipräsidenten. Bekundet das Berner Spitzenpersonal Mühe, haben eher anglophone Ohren zu leiden («I can English understand»).

Kurz: Gegen solide Fremdsprachenkenntnisse spricht nichts – aber der Status quo zeigt, dass es viel Optimierungspotenzial gibt. Der Unterricht an den Schulen ist verbesserungswürdig, und neue Initiativen à la Schweizerdeutschlektionen sind wenig durchdacht. Schlimmer noch: Sie binden Geld und Ressourcen, die sinnvoller eingesetzt werden können.

Schweizer Privileg

Denn Alternativen dazu gibt es durchaus. Der Lösungssatz heisst: Tauscht euch aus! Wer in einer anderen Region schon einmal mehr als nur die Ferien verbracht hat, weiss: Auf keine Weise lässt sich das Parlieren so leicht verbessern wie im Kontext des jeweiligen Sprachraums. Und macht es nicht deutlich mehr Spass, mit der Genfer Schulkameradin um die Häuser zu ziehen, als sich zu Hause mit dem Grammatikbuch abzumühen? Gerade Jugendliche erwerben bei einem Aufenthalt in

der Fremde immer auch Sozialkompetenzen, die sie später beruflich wie privat nutzen können.

Die beiden Grosskantone Zürich und Waadt haben erst kürzlich eine Kooperationserklärung unterschrieben, die zur Absicht hat, dass die Kinder und Jugendlichen während ihrer Schulzeit mindestens einmal an einem Austausch teilnehmen. Auch der derzeit in der Vernehmlassung befindliche neue «Rahmenlehrplan für die Maturitätsschulen» setzt sich das gleiche Ziel. Mitte November fand die erste nationale Austauschwoche statt.

Das sind alles lobenswerte Initiativen, aber die Zahlen der nationalen Agentur zur Förderung von Austausch und Mobilität im Bildungssystem (Movetia) beweisen, dass das Privileg der kleinräumigen Schweiz noch zu zögerlich ausgenutzt wird. Zu häufig scheitern die politischen Bekenntnisse an der praktischen Umsetzung.

Es hapert an einigem: Französisch geniesst in der Deutschschweiz wenig Ansehen (wie auch Deutsch in der Romandie) – die «coole» und relevante Sprache, beeinflusst von Wirtschaft und Populärkultur, ist Englisch. Hätten die Volksschullehrer auch auf Französisch mehr als ein paar Vokabeln drauf, würde «la langue de Molière» von ihrem Mief verlieren. Am dringendsten einen Austausch nötig hätten die Pädagogen.

Als schwierig erweist sich auch die Suche nach Gastfamilien. Wer selbst in einer beengten Stadtwohnung lebt, quartiert kaum noch einen 16-jährigen Genfer auf dem Sofa ein. Eins-zu-eins-Austausche könnten das Problem lindern. Nicht zuletzt zeigen sich gerade Westschweizer Schulen manchmal gar formalistisch bei der Anerkennung der Leistungen, die ein Schüler ennet des Röstigrabens erbracht hat.

Kurz: Es gibt punkto Sprachaustauschen Luft nach oben, auch ohne dass ein unsinniges und unrealistisches Obligatorium eingeführt wird. Einen aufgeblähten Bürokratie-Apparat braucht es deswegen nicht: Ansätze wie die Vermittlungsplattform Swilingua zeigen, wie das Eintauchen in eine andere Welt auf niederschwellige und eigenverantwortliche Weise organisiert werden kann.

Mit mehr Flexibilität, Pragmatismus und besseren Vorbildern kann die Zahl der Austausche gesteigert werden. Mit jedem Klassenkollegen, der an Erfahrungen reicher aus einem anderen Landesteil heimkehrt, fallen die Hemmschwellen. Da muss man den Jugendlichen nicht einmal mit dem höheren Salär kommen, das sie vielleicht dereinst als Lohn für den Schritt ins Unbekannte werden abholen können.